

Man hielt uns für Verrückte. Manche wollten uns nicht glauben und konnten nicht verstehen, dass wir die Hölle durchgemacht hatten.

Robert Egly

1921 -2014

La petite Raon

KZ-Häftling

in Dachau und Schörzingen



Gefangennahme

Am 18. August 1944 haben die Deutschen, infolge Denunzierung, eine Razzia auf unseren Bauernhof gemacht. Ich hielt mich in einem Versteck ruhig; sie haben mich jedoch gefunden. Zum Glück haben sie nicht geschossen. Man hat mich aufs Rathaus des Dorfes gebracht.

Der Chef der Gruppe, der die Verhaftung leitete, ein gewisser Fischer, sagte zu meiner Mutter: Ich hoffe, dass wenn mir nach dem Krieg etwas passiert, Sie aussagen werden, dass ich ihren Sohn befreien ließ.

Danach gab es Fallschirmabwürfe; aber ich war nicht dabei.

Mein Chef der 6. FFI (*Widerstandstruppe der Gaullisten im Zweiten Weltkrieg*) hat mehrere Male teilgenommen. Die Engländer haben Jeeps und Waffen per Fallschirm abgeworfen. Die Maquis (*frz. Widerstandsbewegung*) befand sich im "Garten David". In diesem Gebiet gab es nicht viele Deutsche und sie waren ziemlich korrekt zu uns. Das Vieh wurde durch die französischen Behörden konfisziert.

Am 24. September wurde ich zum 2. Mal zu Hause festgenommen.

Die gesamte Bevölkerung wurde in Gruppen eingeteilt: Die Frauen, die Kinder und die Alten in die Kirche; die Männer wurden überprüft. Diejenigen, die zwischen 18 und 50 Jahre alt waren, wurden zu Fuß nach Belval zum Schloss gebracht, welches von SS-Leuten bewacht war; mit weiteren Männern der Nachbargemeinden, die meisten waren Widerstandskämpfer, aber nicht alle.

Ich bin fort wie ich war: Hemd, Weste, Hose, Holzschuhe. Am nächsten Tag wurde mein Vater, der Gemeinderat war, mit dem Fuhrwerk beauftragt, Päckchen einzusammeln und sie nach Belval zu bringen.

In meinem Päckchen waren ein paar neue Schuhe. Ich habe es bedauert, denn am nächsten Tag waren meine Füße blutig vom Laufen von Belval bis nach Poutay. Dort hat man uns in eine Weberei eingesperrt, danach ging es zu Fuß weiter bis nach Schirmeck. Manche wurden verhört und niedergeknüppelt, wie z.B. mein Sechser-Gruppen-Chef, der uns nie denunziert hat. Dann ging es weiter mit dem LKW über den Rhein; wir kamen in Rastatt an und ins Transitlager Niederbühl-Gaggenau. Wir waren vielleicht 1000. Es gab zu Essen; Da wurde ein Zug nach Dachau zusammengestellt; Viehwaggons, wo man nicht rauskonnte. Das war der Anfang des Zusammengepferchtseins.

Bei der Ankunft hat man uns in Block 25 untergebracht. Am nächsten Tag wurden wir desinfiziert, rasiert und bekamen eine Kennnummer zugeteilt. Ich habe einen Monat an den Eisenbahnschienen von München gearbeitet. Der Tagesablauf im Lager war: Aufstehen gegen 3 Uhr morgens, Appell, die Strecke zu Fuß zum Zug – 15 bis 20 km bis München. Mittags gab es eine Suppe. Abendappell und einen Appell nachts. Keine besonderen Schikanen; die Deutschen wussten, wie wir arbeiten würden; wir arbeiteten 10 bis 12 Std. am Tag.

Schörzingen

Dann wurden wir am 21. November 1944 als Kommando von 60 Leuten auf Transport geschickt in ein anderes Lager nach Schörzingen zu Terrassierarbeiten oder im Schiefer-Minenabbau zu arbeiten, um Öl zu gewinnen. Wir arbeiteten 3 mal 8 Stunden Schicht. Aufstehen zwischen 3 und 4 Uhr morgens; man bekam eine Schale Kaffee-Ersatz; die Arbeit erfolgte mit Schaufel, Hacke und Abbauhammer. Die Mine befand sich unter dem Lager; Einstieg über eine Strickleiter; wir hatten Grubenlampen, nach der Arbeit konnten wir uns waschen.

Wir hatten keinen Kontakt mehr mit den Kameraden, die draußen arbeiten mussten. Die Arbeit im Bergwerk war hart, aber wir waren geschützt. Der Stollen war unter Befehl von deutschen Zivilisten.

Die Soldaten waren nur am Eingang. Die andere Gruppe ging zur Terrasse arbeiten, vier Kilometer zu Fuß, und kehrte in einem miserablen Zustand zurück. Das war am schlimmsten. Die ersten die gestorben sind, waren Bauern. Für sie war der Übergang schwerer als für die Fabrikarbeiter, deren Körper abgehärtet war und Widerstand leisten konnte.

Im Lager war kein Krematorium. Die Toten wurden vor Ort in einem Massengrab begraben.

Unsere Kleidung war einfach; Hose, gestreiftes Hemd und Weste mit der Kennnummer und dem Dreieck, das zeigte, dass wir Terroristen waren, und eine Art Mantel wie ein Kittel, und die gestreifte Mütze mit der Nummer. Wir waren barfuß in Sandalen - zu dürrtig im Winter.

Die Deutschen waren keine bösen Menschen, aber es gab Schikanen wegen nichts und wieder nichts und viele Gewehrhiebe. Man musste arbeiten, aber man wurde

nicht schlecht behandelt. Im Lager musste man im Winter manchmal stundenlang mit nacktem Oberkörper draußen bleiben, während des Appells oder der Lausbekämpfung. Alles wurde gemacht um den Menschen zu erniedrigen.

In unserer Gruppe waren auch Strafgefangene und Banditen! Im Bergbau konnte es zu Gewalttätigkeiten der Aufseher kommen. Ich habe gesehen, wie ein deutscher Zivilist einen Gefangenen (Russen oder Polen) mit Stockhieben zu Tode schlug, weil er während eines Manövers, aber unabsichtlich, einen Wagen umgekippt hatte. Wir hatten keinerlei Kontakt zu den anderen Kameraden aus der Heimat.

Weihnachten 44 war am schlimmsten; einigen Russen ist die Flucht gelungen. Zwei wurden wieder eingefangen und erschossen. Zwei weitere wurden an eine Barackentür festgebunden, ohne Essen, und dann vor unser aller Augen gehängt. Dann musste jeder von uns vor den Leichen, unter Drohung der Deutschen, defilieren.

Kein Arbeitsstillstand an Weihnachten.

Das Leben war schwer. Es kam zu Nahrungsraub unter den Deportierten. Wir haben unter Hunger, Kälte, Ruhr und Zusammengepferchtsein gelitten. Das Bettlager war ein Bettgestell für zwei oder drei Personen. Wir haben uns aneinander geschmiegt, die Decken über uns gezogen um gegen die Kälte zu kämpfen. Wir waren Tiere geworden; wir dachten nur noch ans Essen und daran, Hiebe zu vermeiden. Erst danach dachten wir an unsere Familien. Ich glaube, die Arbeit im Stollen hat mich hart gemacht und mir geholfen zu überleben. Ich kannte schon ein paar deutsche Worte.

Ich war fünf Monate in diesem Lager. Die Evakuierung war im April 1945. Es ging zu Fuß bis nach Ostrach, dann per LKW nach Sigmaringen, und weiter nach Straßburg, wo das Rote Kreuz sich um uns kümmerte.

Dann Richtung Saales, Saint Dié und Rückkehr auf den Bauernhof am 7. Mai 1945. Ich wog 42 KG. Von 19 Widerstandskämpfern sind nur zwei heimgekehrt. Für den 8. Mai waren ursprünglich Feierlichkeiten im Dorf vorgesehen gewesen, aber aufgrund unserer Heimkehr mit der Liste der Toten aus dem Dorf (es war mir gelungen sie aufzuschreiben) wurde alles annulliert.

Nach der Heimkehr wollte ich nichts erzählen. Man hielt uns für Verrückte. Manche wollten uns nicht glauben und konnten nicht verstehen, dass wir die Hölle durchgemacht hatten. Es war unvorstellbar. Das war psychologisch schwierig. Der Körper reagierte, ich bekam Gesundheitsprobleme, Albträume (auch jetzt noch).

Im Prozess von Rastatt waren wir mehr Angeklagte als Ankläger.

Hut ab vor den Anti-SS-Vereinigungen, die alles tun um das Geschehene in Erinnerung zu behalten. Zeremonien werden abgehalten und wir werden in Deutschland immer sehr gut empfangen. Aber Achtung ist geboten. Es gibt noch Nazis, die Propaganda machen. Man muss die Jugend aufklären.